



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

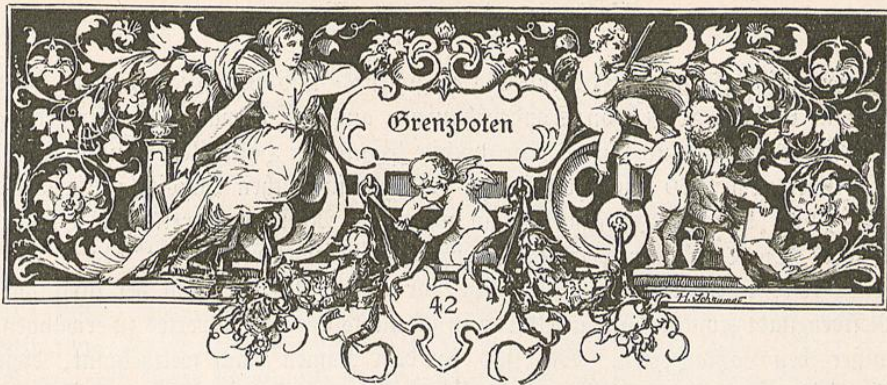
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Manöverbetrachtungen eines Beteiligten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Manöverbetrachtungen eines Beteiligten



Die Manöverbriefe, die während des Spätsommers in vielen Zeitungen eine stehende Rubrik bilden, werden meist von unbeteiligten Zuschauern geschrieben, oft genug von solchen, die nie des Königs Rock getragen haben. Sie bekunden denn auch häufig eine grausame Unkenntnis in militärischen Dingen, und ihre Verfasser haben nur die äußere Schale gesehen. Gleichwohl werden diese Berichte eifrig gelesen, und das ist kein Wunder: der biedere Staatsbürger will etwas hören über den Verlauf dieser Herbstprüfungen des Heeres, und die farbenreichen Schilderungen der heißen Friedensschlachten und der strammen Parademärsche erfüllen sein Männerherz mit einem Gefühle der Befriedigung und der Sicherheit, das ihm wohl zu gönnen ist. So finden denn wohl auch einige nachträgliche Bemerkungen noch Beachtung, die mehr allgemein gehalten sind und ein paar Eindrücke wiedergeben, die einer empfangen hat, der mit dabei war.

Über das Landschaftliche will ich mich kurz fassen, obgleich unser Übungsgelände auch in dieser Beziehung wahrlich nicht des Reizes entbehrte. Der Brigadeexerzierplatz, eine Hochebene in der Hainleite, bot nach Südwesten den Blick zum Inselberg, im Südosten zeichnete sich der langgestreckte Ettersberg gegen den Horizont ab, und im Norden ragte der Brocken so deutlich auf, daß man bei guter Beleuchtung mit bloßem Auge das Gasthaus erkennen konnte. Die Gefechtsübungen führten uns später über das Kyffhäusergebirge, dicht an dem Denkmal vorbei, das schon an dem massigen Unterbau erkennen läßt, wie großartig es werden wird, quer durch die goldne Aue bis hart an den Harz hinan. Eine Kompagnie lag den einen Tag in dem waldumrauschten, von hohen Bergwänden eingeschlossenen Borge in Quartier. In den letzten Tagen, die zwischen Eisleben und Sangerhausen spielten, grüßte bereits wieder von Osten herüber der Petersberg und mahnte an die bevorstehenden Wintergenüsse

der Garnison (Halle). Während des Regiments- und Brigadeexerzierens lagen wir in nächster Nähe von Sondershausen, aus dessen malerischer Umgebung der Possen hervorzuheben ist, der höchste Punkt der Hainleite. Ein stattlicher Aussichtsturm (150 Fuß hoch) nahe bei dem fürstlichen Jagdschlosse eröffnet vor allem den Blick weithin in ein wogendes Meer der herrlichsten Buchenwipfel. Die Thüringer Seite der Fernsicht war leider verschleiert, als ich oben war; desto klarer lagen die Harzberge vor unsern Augen. Von der fürstlichen Residenzstadt Sondershausen selbst weiß ich nichts Bemerkenswerthes zu erwähnen, außer den Lohkonzerten. Sie sind ja dem Namen nach weltbekannt, diese für jedermann unentgeltlich zugänglichen Konzerte der fürstlichen Hofkapelle. Ich gestehe, daß ich mit einigem Mißtrauen hinging. Der Leipziger, durch das Gewandhaus verwöhnt, ist in musikalischer Beziehung anspruchsvoll und — sagen wir es nur gerade heraus — hochmütig. Allein ich war geradezu entzückt, nicht so sehr von der Musik an sich, obwohl ich sie nicht tadeln möchte, wie von dem Gesamteindruck der Aufführung. Man denke sich einen prachtvoll gehaltenen Schloßpark. Nach allen Seiten führen saubere Kieswege zwischen den uralten Baumriesen hin. Aus der Höhe grüßt das fürstliche Schloß. Mitten in dem Loh — so heißt der Park — ist ein viereckiger Platz freigelassen und mit Stühlen und Bänken besetzt. Vor dem Platze steht die muschelförmige Musikhalle. Die Wände des Konzertraums rechts und links und hinten sind gebildet durch Reihen hochaufragender Bäume. Man spielte die Eroika. Ich habe sie schon manchmal gehört in meinem Leben, diese mächtige Symphonie „zum Gedächtnis eines Helden,“ vielleicht in Kleinigkeiten auch schon technisch vollendeter. Aber sie wirkte doch ganz eigentümlich in dieser Umgebung. Der erschütternde Trauermarsch mit seinem düstern C-moll vereinigte sich mit dem geheimnisvoll auf- und abschwellenden Rauschen der mächtigen Eichen zu wunderbaren Klängen, und selbst das Knacken der fallenden Kastanien verstärkte nur den Eindruck herzergreifender Klage über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Und dann wieder das eigentümlich hastende Scherzo, begleitet von den schwirrenden Stimmen der Schwalben, die in dichten Zügen über den Platz hinsegelten — ein solches Zusammenwirken von Kunst- und Naturmusik bot mir einen völlig neuen Reiz, dem ich mich mit ganzem Herzen hingab! Aber nach der Eroika ging ich heim. Das weitere Programm war nicht darnach angethan, den empfangnen Eindruck zu vertiefen, und verderben lassen wollte ich ihn mir nicht.

Doch nun zum Militärischen. Mehr als sonst fiel mir die lebhafteste Teilnahme auf, mit der das Publikum die soldatischen Exerzitien verfolgte. Schon zum Regimentsexerzieren strömten Mengen von Zuschauern zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen herbei, und in den letzten Tagen steigerte sich der Zulauf, zumal in den Divaks, in fast beängstigender Weise. Das war ganz gewiß nicht bloß müßige Neugier und kindliche Freude an den wechselvollen Bildern des Ma-

növerlebens, sondern auch herzliche Teilnahme am Heer und an allen denen, die ihm angehören. Das konnte man schon an der Bereitwilligkeit sehen, den Soldaten etwas zu gute zu thun, wo sich nur dazu Gelegenheit bot. Wiederholt habe ich gesehen, daß ganze Körbe voll Obst zum beliebigen Zulangen für die vorbeimarschierende Truppe aufgestellt waren. Im Bivak bei Artern erschien an unserm Lagerfeuer ein lebenswürdiger Bürger der Stadt mit einer niedlichen Tochter; die brachten zwei riesige Kannen Warmbier, das uns an dem kühlen Abend sehr wohlthat. Fast nirgends habe ich über unfreundliche Aufnahme der Einquartierung klagen hören. Überall stellte sich zwischen den Wirten und ihren unfreiwilligen und ungebetnen Gästen bald ein vortreffliches Verhältnis her, und ich habe mehrfach erlebt, daß sich ein Ortseinwohner des Abends im Gasthause bitter beschwerte, daß ihm der Schultheiß keinen Soldaten gegeben habe. Besonders merkwürdig war es mir, daß die Füsilier in den seltenen Fällen, wo sie ruppiger Gesinnung und geiziger Zugeknöpftheit begegneten, sofort mit dem Urteil bei der Hand waren: Das ist ein richtiger Sozialdemokrat! Mögen sie auch mit diesem Schluß manchmal fehlgegriffen haben, man erkennt doch, wessen man sich in den Kreisen des Heeres zu den Anhängern dieser Partei versteht; und daß ein waschechter Sozialdemokrat für einen Soldaten, der es mit seinem Zahneid ernst nimmt, nichts übrig hat, das ist ja eigentlich ganz selbstverständlich.

Auf das Militärisch-Technische im engeren Sinne will ich meine Bemerkungen nicht erstrecken. Denn erstens wird durch unmaßgebliche Äußerungen der Presse in dieser Richtung mehr geschadet als genützt, und dann steht es mir als einem Angehörigen des Heeres ohnehin nicht zu, öffentlich mein Urteil abzugeben. So viel aber darf ich sagen, daß sich die Anforderungen an das Heer und namentlich an die Führer in den sechzehn Jahren, die ich übersehen kann, bedeutend gesteigert haben. Am meisten wohl sind davon betroffen die Kompagnieführer, die in der That geradezu maßlos überbürdet sind, wenn sie alle ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen wollen. Aber auch von den Leuten wird viel verlangt, schon an rein körperlicher Anstrengung. Die Anläufe zum Sturm gingen manchmal bis hart an die Grenze der Leistungsfähigkeit der menschlichen Lunge. Allerdings gebe ich zu, daß einem ältern Landwehroffizier das wohl mehr zum Bewußtsein kommen mag, als den aktiven Herren und vollends den Mannschaften; aber auch diese — bei ihnen fällt der gepackte Tornister noch erschwerend ins Gewicht — habe ich bedrohlich keuchen sehen, und gar manchem blieb das Hurra beim letzten Lauffschritt in der trocknen Rehle sitzen. Man hatte in weiten Kreisen des Volkes früher vielfach ein Vorurteil gegen den Offizierstand. Noch in einem Buche, das 1892 erschienen ist (Luc Versal, Spree-Athen, Berliner Skizzen von einem Bötier) heißt es: „In den Augen des Volkes sind die Offiziere Nichtsthuer, Bummeler.“ Mit dieser Ansicht ist es wohl gründlich vorbei. Durch Bummeln erreicht heutzutage beim Mi-

litär niemand etwas, und wer es im Heere zu etwas bringen will, der muß arbeiten, tüchtig arbeiten. Werden doch in keinem Stande die, von denen man sich nichts verspricht, so rücksichtslos ausgeschieden, wie hier.

Die sozialistischen und fortschrittlichen Zeitungen wissen bekanntlich fast jede Woche neue Schauermärchen zu berichten von den unglaublichsten Mißhandlungen, denen die Soldaten schutzlos preisgegeben sind. Von derartigen Quälereien ist mir nicht das geringste bekannt geworden. Eins ist allerdings wahr: geschimpft wird tüchtig im Heere. Und auch ich habe den Eindruck, daß darin zu viel gethan wird. Es ist ja ganz gewiß nicht leicht, ohne sehr entschiednes Auftreten in der kurz bemessenen Dienstzeit das aus den Leuten zu machen, was sie schließlich vorstellen sollen. Es will viel heißen, in zwei Jahren einen steifen Bauernburschen in einen flotten und gewandten Soldaten zu verwandeln. Ich meine aber doch, es müßte mit etwas weniger Aufwand von Hestigkeit auch zu erreichen sein. Die Ausbildung des militärischen Ehrgefühls ist unter den idealen Zielen des militärischen Unterrichts unbestritten eines der wichtigsten, das Ehrgefühl aber wird durch die zum Teil mehr als derben Schimpfwörter, deren sich besonders die Unteroffiziere bedienen, sicherlich nicht gefördert, im Gegenteil empfindlich geschädigt.

Aber etwas andres ist noch schlimmer als das wüste Schimpfen, es ist die Unsauberkeit der Ausdrücke. Niemand wird von einem Soldaten die empfindsame Zartheit eines Backfisches erwarten. Der Soldatenberuf ist ein hartes Handwerk, und das drückt sich in seinem Sargon notwendigerweise ab. Ich weiß auch ganz gut, daß das unsaubre Wort noch lange nicht immer ein untrügliches Kennzeichen unsaubrer Gesinnung ist, daß gar viele, die eine unverkennbare Vorliebe für schmutzige Geschichten, schlüpfrige Anekdoten und zweideutige Wendungen haben, sich darum doch nicht so leicht zu einer unsittlichen Handlung würden entschließen können. Aber durch die häufige Anwendung gemeiner Bilder und Vergleiche wird doch nach und nach das Gefühl abgestumpft und in rohern Naturen mit der Zeit eine Mißachtung aller höhern sittlichen Anschauungen erzeugt, die eine ernste Gefahr in sich schließt. Es hat bis heute als ein Vorzug unsers Volkes gegolten, daß es in seiner Gesamtheit noch nicht vergiftet sei von dem Pesthauche der Unsittlichkeit, der schon mancher Nation verderblich geworden ist. Geben wir diesen Vorzug nicht leichtsinnig preis! Gerade jetzt schließen sich hie und da ernste Männer und Frauen zu Vereinen zusammen, um sittlich Verirrte zu heben und wieder zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft zu machen. In solcher Zeit muß auch in der Armee, die eine Schule der Nation im besten und höchsten Sinne ist und noch immer mehr werden soll, alles vermieden werden, was auf diesem so empfindlichen Gebiete nach Schlawheit aussieht. Welche Riesensummen geben unsre Großstädte jetzt aus, um ihre Abfallstoffe zu entsäuern und den Forderungen der Gesundheitslehre an die Reinlichkeit Genüge zu thun. Dort

handelt es sich um die Gesundheit des Körpers, hier um die Gesundheit der Seele, der Volksseele. Welche Seite wichtiger ist, darüber ist wohl kein Zweifel, und zu einer Besserung gehören hier keine großen Ausgaben, sondern nur die Einsicht und die feste Entschlossenheit der maßgebenden Kreise, in diesem Falle der Offiziere. Dem lichtscheuen Treiben versumpfter Gefellen ist natürlich nicht so leicht beizukommen; aber im dienstlichen Verkehr und im Tagesgespräch gebührt der Zote nicht die Rolle, die sie leider heute darin spielt. In Heft 9 dieses Jahrgangs haben die Grenzboten einen Aufsatz gebracht, der das Gemeinsame betonte, das zwischen dem Berufe der Lehrer und dem der Offiziere bestehe. Vieles an diesen Ausführungen hat mir sehr gefallen; hatte ich doch ähnliches, wie ich es da ausgesprochen fand, auch schon manchmal empfunden, wenn ich aus der Klasse vor die Kompanie trat oder umgekehrt. Aber bei dem Gedanken, der Verkehrston, den die Unteroffiziere gegenüber den Mannschaften mit Vorliebe anschlagen, könne eines Tages auch in die Schule einziehen, schaudert michs denn doch. Gegen diese Art des Ausdrucks müßte sich die Schule mit aller Entschiedenheit verwahren, und das Heer würde auch ganz gewiß an seinem innern Werte nichts einbüßen, wenn hier einmal eine kräftige Hand säubernd dazwischenführe.

Eine weitere schlimme Seite des militärischen Lebens darf in diesem Zusammenhange nicht übergangen werden: es wird zuviel getrunken. Die Übungen in glühender Sonnenhitze auf den kahlen Stoppelfeldern erzeugen Durst, viel Durst. Man braucht nur ein einzigesmal gesehen zu haben, mit welcher Gier eine lechzende Truppe über die von der Bevölkerung aufgestellten Wassereimer herfällt, so versteht man, wie leicht die Gelegenheit, diesen Riesendurst in geistigen Getränken zu löschen, verführerisch und gefährlich werden kann. Aber gerade das sollte zu doppelter Vorsicht mahnen. Ich habe die Meinung ausgesprochen hören, daß der teilweise unnötig rohe Ton, der im Verkehr der Vorgesetzten mit den Untergebenen an der Tagesordnung ist, zum Teil mit als eine Folge des vielen Trinkens anzusehen sei. Ich möchte diese Ansicht nicht vertreten, ich habe ihr sogar entschieden widersprochen. Aber daß man überhaupt dazu kommen kann, eine solche Begründung vorzubringen, ist schon schlimm genug. Während der Übungen selbst zwar spielt die Schnapsflasche bei weitem nicht mehr die Rolle wie früher. Die Feldflasche ist stets vorchriftsmäßig mit Kaffee gefüllt, und die Leute bestätigen selbst, daß ihnen dieser die besten Dienste leiste. Aber abends im Quartier oder im Wirtshause läßt die Mäßigkeit nur allzu häufig viel zu wünschen übrig. Wenn es auch gewohnheitsmäßige Trinker im Heere gewiß nicht mehr giebt als anderswo, so ist doch ganz entschieden der Verbrauch an geistigen Getränken durchschnittlich zu hoch, und eine schärfere Überwachung nach dieser Richtung würde viel Gutes wirken. Ist es doch bekannt, wie sehr die körperliche Leistungsfähigkeit unter den Nachwirkungen des Alkohols leidet.

Noch auf einem andern Gebiete sollten die Offiziere mehr darauf bedacht sein, den Mannschaften ihre geistige und sittliche Überlegenheit durch Selbstdisziplin, Einfachheit und Anspruchslosigkeit zu zeigen. Ich meine die Verpflegung in den Bivvaks. Was den Leuten geliefert wird, ist gut und reichlich. Aber was wird da noch alles an Leckerbissen für das Offizierszelt mitgeschleppt! Es giebt ja auch Offiziere, die sich einfach die Mannschaftsportionen mitliefern lassen, aber sie sind sehr in der Minderheit. Durch solche Schlemmerei vor den Augen der Soldaten wird natürlicherweise Unzufriedenheit und Begehrlichkeit gezüchtet. Mag man sich bei den geselligen Wintervergönungen mit den kostbarsten Erzeugnissen der fernsten Zonen den Gaumen kitzeln, wenn man die Mittel dazu hat, sie anzuschaffen, obwohl auch da ein gewisses Maßhalten nicht bloß erwünscht wäre, sondern auch der ausdrücklichen Willensmeinung des allerhöchsten Kriegsherrn entsprechen würde. Aber in der Zeit der Manöver, die den Offizier fast stündlich in die nächste Berührung mit seinen Leuten bringt, da sollte denn doch deutlicher hervortreten, daß auch in Beziehung auf Essen und Trinken die Herbstübungen als eine Vorschule zum Kriege anzusehen sind. Auch die Unmasse von Gepäck, die manche Herren mitschleppen, ist so wenig kriegsgemäß wie möglich. Besonders die Herren von der Kavallerie zeichnen sich darin unvorteilhaft aus. Wenn jemand einen eignen Wagen und eigne Pferde zu diesem Zweck mitführt, so ist vielleicht dienstlich dagegen nicht viel zu thun. Aber eine Erinnerung daran, daß an allen großen Heerführern alter und neuer Zeit die Bedürfnislosigkeit einen stehenden Zug gebildet hat, dürfte doch auch hier am Platze sein.

Meine Manöverbetrachtungen haben sich ziemlich weit von schwärmender Verherrlichung unsers Heeres entfernt. Ich habe das und jenes auszusprechen und zu wünschen gefunden. Und doch muß ich, wenn ich den Gesamteindruck zusammenfassen will, den ich vom Übungsfelde mit heimgenommen habe, mit Stolz sagen: noch ist unser Heer gesund. Vor allem von einer Vergiftung der Leute durch die sozialistischen Irrlehren in irgend erkennbarem oder gar bedenkenregendem Maße kann gar keine Rede sein. Unter den Offizieren herrscht ein höchst erfreuliches Streben, den immer mehr sich steigenden Dienstansforderungen gerecht zu werden. Und wenn dieses Streben hie und da zu toter Schematisierung, zu armseligem Buchstaben- und Formelkram, besonders im Schriftwesen, ausartet, so mag das wohl die unentrinnbare Folge einer längern Friedensperiode sein. Wer aber wird es dem Berufssoldaten verargen, wenn manchmal in seinem Herzen der geheime Wunsch aufkeimt, daß hierin bald, recht bald ein Wandel eintreten möge? Wir aber wollen unserm Volke wünschen, daß solch frevelhafte Gedanken noch lange unverwirklicht bleiben mögen und wollen trotz mancher betrübenden Wahrnehmungen den Glauben festhalten: wenn einmal nach Gottes Ratschluß wieder ernste Tage für unser Volk kommen sollten, dann wird sich, so Gott will, mit ihnen auch jener große

und weite Blick wieder einstellen, vor dem die heute manchmal unnütz sich breitmachende Kleinigkeitskrämerei dahinschwindet wie Schnee an der Märzsonne. Dann wird mit dem tiefen Ernst und der gewaltigen Größe der Aufgabe, die es zu lösen gilt — und darüber, daß es eine schwere Aufgabe sein wird, täuscht sich wohl niemand —, auch eine höhere sittliche Anschauung über alle Beteiligten kommen, vor der alle leidige Berwöhnung zu Üppigkeit und Genuß dahinfällt wie elender Plunder. Diesen Glauben, daß sich unser Heer solches Aufschwungs in den Zeiten der Not fähig erweisen werde, habe ich auch aus dem diesjährigen Friedensfeldzuge unerschüttert mit heimgebracht.



Ein italienischer Katholik über die Freiheit



Wenn man heute, heißt es in dem Vorwort des vor uns liegenden Buches,*) mit einem sechshundert Seiten starken Werke über die Freiheit vor's Publikum tritt, so hat man sich auf zweierlei gefaßt zu machen: niemand wird Lust haben, es zu kaufen, und wer es geschenkt bekommt, der wird es in den Papierkorb werfen oder höchstens auf das Brett stellen, wo seine ungebrauchten und unbrauchbaren Bücher stehen.

Wir haben das Buch geschenkt bekommen, haben es aber schon seiner schönen Ausstattung wegen nicht in den Papierkorb geworfen, den es ja auch zerdrückt haben würde, sondern fein säuberlich einbinden lassen und dann mit dem Bleistift in der Hand durchstudirt. Und da haben wir denn gefunden, daß die Befürchtungen des Verfassers nicht unbegründet sind, aber nicht wegen der Dicke seines Buches, die allerdings unter den heutigen Umständen nicht gerade zur Empfehlung dient, sondern weil er ein liberaler Katholik vom Schlage des verstorbenen Grafen Montalembert ist. Als Katholik ist er für die zur Zeit in Europa, etwa mit Ausschluß Englands, herrschende Gelehrtenrepublik nicht vorhanden, und weil er liberal ist, wird der deutsche Borromäusverein keine Übersetzung davon veranstalten. Außerhalb Deutschlands und Englands werden, so viel wir wissen, katholische Bücher überhaupt nicht

*) *Della Libertà considerata in se stessa, in relazione al diritto, alla storia, alla società moderna, e al progresso dell' umanità, per Enrico Cenni. Napoli, Francesco Giannini e figli, 1891.*